

Vgl. Funktionalitäten in Erziehungswissenschaft und Design

Julia Schütz,
Gerald Moll

Vergleiche (Vgl.) sind omnipräsent und erfüllen eine Reihe unterschiedlicher Funktionen. Dieser Beitrag¹ geht der Frage nach, wie und zu welchem Zweck Vergleiche in der wissenschaftlichen Praxis Anwendung finden. Dabei rückt sowohl die Kommunikationsform der Schriftsprache als auch die des Bildes in den Blick. Anschließend thematisiert der Beitrag den Vergleich in seiner epistemischen Funktion. Hier zeigt sich, dass Vergleiche der Orientierung, Legitimation und Positionierung dienen und vor allem die Antwort auf sozial anerkannte und geforderte Ansprüche an die Wissenschaft sind.

Vgl. sind allgegenwärtig. Durch sie orientieren wir uns im alltäglichen und beruflichen Leben, erkennen Situationen und passen unsere Verhaltensweisen an (Jahn 2011). Menschen vergleichen in ihrem Alltag häufig und vieles, wenngleich ihre Vergleiche nicht immer transparent kommuniziert werden und teilweise eher den innerlichen Verstehensprozessen dienen als der Nachvollziehbarkeit des Denkens und Handelns gegenüber anderen Personen. In der wissenschaftlichen Praxis ist die Verwendung von Vergleichen ebenfalls allgegenwärtig, aber in der Darstellung weitaus transparenter als in alltagsweltlichen Zusammenhängen. In dem international beachteten Belletristik-Bestseller *Hectors Reise oder die Suche nach dem Glück* wird vom Protagonisten, dem Psychiater Hector, als eine der wichtigsten Lektionen für ein glückliches Leben benannt: „Vergleiche anzustellen ist ein gutes Mittel, um sich sein Glück zu vermiesen“ (LeLord 2004: 27). Anders und doch ähnlich verhält es sich mit Vergleichen im Wissenschaftssystem.² Welche grundlegenden Funktionen dem Vergleich in der Wissenschaft zukommen, wird hier exemplarisch anhand des *doing research* in der Erziehungswissenschaft sowie im Design erläutert. So erklärt sich der nachfolgende Fokus auf Schrift und Bild. Darüber hinaus erweitern wir die Perspektive durch die Vorstellung eines Forschungsansatzes, der originär in der Erziehungswissenschaft beheimatet ist und hier als Beispiel dafür fungiert, wie mittels Vergleiches wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen werden können. Dass diese beiden augenscheinlich ungleichen Disziplinen – Erziehungswissenschaft und Design – in einem gemeinsamen Beitrag aufeinandertreffen, folgt der Auffassung Rudolf Stichwehs (2013/1994: 21f), der zufolge sich Disziplinen vorrangig anhand ihres Gegenstands und nicht in Abgrenzung zueinander entwickelt haben. Die Frage nach dem *doing research* ist eine disziplinübergreifende, die am ehesten über- und interdisziplinär zu beantworten ist. Unbestreitbar haben Disziplinen unterschiedliche Praktiken des Kommunizierens ausgebildet, wenngleich die schriftliche

Kommunikation – und damit die Verwendung von schriftlichen Abkürzungen – allen gemein ist (ebd.; Taubert 2017: 130).

Vergleiche als Verweise

Vergleiche innerhalb wissenschaftlicher Kommunikation – dazu zählen sowohl schriftsprachliche, mündliche als auch visuelle Formen – erfüllen unterschiedliche Funktionen für je unterschiedliche Akteur:innengruppen (hierzu zählen Studierende, Wissenschaftler:innen sowie Akteur:innen außerhalb der Wissenschaft). Während Schrift und Sprache geläufige Kommunikationsformen darstellen, werden Bilder (beispielsweise in Form von Abbildungen, statistischen Diagrammen oder Mappings) nicht immer sofort mit Wissenschaftskommunikation und Wissenschaftshandeln assoziiert (siehe auch S., Kramer 2023). Dabei

„eröffnet die Bildsprache unserer Kultur neue Kommunikationsmöglichkeiten und Wirklichkeitskonstruktionen neben dem Sprachlichen, die nicht auf Worte reduzierbar sind, sondern genuin alternative Weltzugriffe ermöglichen“ (Stetter 2021).

Ästhetisch-künstlerische, geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen bedienen sich ebenso des Vergleichs wie naturwissenschaftliche Fächer. Vergleiche fungieren dabei als Verweise auf andere Informationsquellen. Im Nachfolgenden werden wir zeigen, wie und zu welchem Zweck Vergleiche in der wissenschaftlichen Praxis Anwendung finden. Dabei fokussieren wir in einem ersten Schritt die Kommunikationsform Schrift und wenden uns im Anschluss dem Bild als visuellem Kommunikationsmittel zu. Anschließend thematisieren wir den Vergleich und seine Funktion als Zugangsform zu wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung.

Vergleiche und Schriftsprache

Anhand des Aufbaus eines fiktiven wissenschaftlichen Zeitschriftenbeitrags sollen die verschiedenen Funktionen des Vergleichs und die unterschiedlichen (direkt oder indirekt) beteiligten Akteur:innengruppen aufgezeigt werden. Zugrunde gelegt wird ein Verständnis von wissenschaftlicher Arbeitsweise, das auf Wissensgenerierung, -vermittlung und -verständnis abzielt. Ein Zeitschriftenbeitrag führt zu Beginn die Leser:innenschaft in das Thema ein und argumentiert für dessen Relevanz unter Einbezug des aktuellen Forschungsstandes. Die Autor:innen wählen in Form von Vergleichen für sich selbst und für die

Leser:innen als wichtig erachtete Publikationen aus. Der Vergleich erfüllt so die Funktionen einer *Einordnung*, sowohl der wissenschaftlichen Herkunft der Verfasser:innen als auch der diskursiven Anbindung des Themas sowie die der disziplinären *Orientierung* der Leser:innen. Die zentrale Fragestellung wird mit Verweisen auf andere wissenschaftliche Studien begründet. Der Vergleich mit diesen zeigt im besten Fall an, dass ein Forschungsdesiderat besteht und sich die gewählte Fragestellung von anderen unterscheidet. Dadurch erfüllt der Vergleich die Funktion der *Legitimation* der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, das *doing research*.

Obligatorisch wenden sich die Autor:innen nach dem ersten Abschnitt des Beitrags dem aktuellen Stand der Forschung zu. Vergleiche dienen an dieser Stelle als Beleg und Bestätigung für die eigenen Annahmen. Damit dies nicht die in Fachzeitschriften übliche Zeichenbegrenzung überschreitet, werden in Klammern zumeist mehrere Verweise gegeben. Hier kommt die Funktion der *Vertiefung* zum Tragen. Mit den weiterführenden Verweisen wird nicht nur ein Anreiz gegeben, einschlägige Konzepte, Begriffe oder Themen tiefergehend zu verstehen, sondern sie entlasten (*Entlastung*) die Autor:innen auch bei der Erläuterung und Definition ebendieser. Die *Reduktion von Komplexität* stellt damit eine wichtige Funktion von Vergleichen in der wissenschaftlichen Arbeit dar und birgt gleichzeitig das Risiko der *Verkürzung*, die wiederum als weitere Funktion von Vergleichen markiert werden kann. Die Aufarbeitung des aktuellen Forschungsstands und der vorausgegangene iterative Prozess im Zusammenspiel mit der Entwicklung der Forschungsfrage sowie der Ausarbeitung eines Untersuchungsplans tragen dazu bei, bereits vor Beantwortung der Forschungsfrage Erkenntnisse durch Vergleiche zu gewinnen.

Im nächsten Abschnitt des Zeitschriftenbeitrags wird das empirische oder theoretisch-konzeptionelle Vorgehen dargelegt und begründet. Handelt es sich um einen empirischen Beitrag, verweisen die Autor:innen in diesem Abschnitt auf Standardwerke der Methodenliteratur und in diesem Zusammenhang eigenständig verfasste Beiträge. Sie machen damit deutlich, dass sie in diesem Arbeitsbereich als Wissenschaftler:innen ausgewiesen sind, und legitimieren ihre Autor:innenschaft und Expertise. Der Vergleich dient an dieser Stelle erneut einer Einordnung, nun für das methodische Vorgehen. Ebenso dient er der *Wiedererkennung* und besseren *Nachvollziehbarkeit* bereits bekannter Untersuchungspläne sowie der *Reputation* der Verfasser:innen selbst. Das Zitieren anderer, meist in der eigenen Disziplin beheimateten Kolleg:innen stellt ein gängiges und von der wissenschaftlichen Community erwartetes Vorgehen dar. Das Ignorieren dieser Praxis würde als grobe Nachlässigkeit

der Autor:innen bewertet. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass sogenannte Zitationskartelle, also das implizit oder explizit abgesprochene gegenseitige Zitieren zur Aufwertung der wissenschaftlichen Reputation, erkennbar sind, obwohl von Wissenschaftler:innen gemeinhin geduldet. In wissenschaftlichen Communities gilt das gegenseitige Aufeinander-Verweisen mittels Vergleichs mitunter als *Solidaritätsbekundung* und der gegensätzliche Fall als vorsätzliche Missachtung der Leistung anderer. Auch dem fehlenden Vergleich kann also funktionale Bedeutung zugewiesen werden.

Im Ergebnisteil des fiktiven Zeitschriftenbeitrags werden die empirischen Befunde schließlich dargestellt, an den wissenschaftlichen Diskurs angebunden und diskutiert. Zahlreiche Vergleiche zu anderen Untersuchungen ähnlichen Formats werden gezogen und in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten diskutiert. Die Vergleiche dienen hier sowohl der *Abgrenzung* als auch der *Anschlussfähigkeit* der eigenen Befunde und belegen dadurch die Exklusivität der vorgelegten Untersuchung. Limitationen der wissenschaftlichen Bearbeitung können so entkräftet werden.

Anhand des Beispiels eines fiktiven Fachbeitrags zeigt sich, dass Vergleichen im schriftlichen wissenschaftlichen Arbeiten unterschiedliche Funktionalitäten zugesprochen werden können, die verschiedene Akteur:innengruppen betreffen und den wissenschaftlichen Anforderungen, also der Arbeit an der Sache an sich, dienen. Diese Handlungsweise muss erlernt werden und grenzt sich vom Alltagshandeln ab. Auch wenn die Suche nach dem Glück für wissenschaftliches Arbeiten nicht genuin handlungsleitend ist, so sind es doch gerade die (fehlenden) Vergleiche, die dazu führen, neue Fragestellungen zu entwickeln und Erkenntnisse zu generieren. Zudem ist

„Wissenschaft [...] in ihrem Kern durch die systematische Suche nach neuen Erkenntnissen und Wahrheit gekennzeichnet. Diese neuen Erkenntnisse sollen möglichst objektiv, intersubjektiv nachprüfbar und verallgemeinerbar sein.“ (Bänsch/Allewell/Moll 2020: 3)

Wissenschaftliche Erkenntnisse sollten außerdem in eigener Leistung vollbracht werden und nicht plagiariert sein, sodass eine weitere wichtige Funktion des Vergleichs in Erscheinung tritt: der *Schutz des Urheberrechts*.

Vergleiche im Bild

Als visuelles Kommunikationselement dient das Bild in unterschiedlichen Ausführungen der Wissenschaftskommunikation. Wenn wir im Folgenden vom

Bild sprechen, sind damit jegliche visuellen Darstellungsformen gemeint. Die visuelle Übersetzung wissenschaftlicher Vorgehensweisen und Erkenntnisse in Form von schematischen Abbildungen gilt, möglicherweise nicht zuletzt durch den Einzug digitaler Hilfsmittel, als wissenschaftlicher Standard. Als Subdisziplin der Kommunikationswissenschaften konnte sich die Visuelle Kommunikationsforschung etablieren (Lobinger 2020). „Bilder vermögen komplexe Zusammenhänge, Prioritäten und Abhängigkeitsverhältnisse sichtbar zu machen und Komplexität zu reduzieren“ (Adelmann/Hennig/Hessler 2008: 42). Bilder, so beschreibt es Julia Metag (2020: 2),

„können daher ein Weg sein, jene wissenschaftlichen Phänomene für uns wahrnehmbar zu machen, die sonst nicht mit bloßem Auge zu erkennen wären, auch wenn Bilder nicht alle wissenschaftlichen Prozesse oder Phänomene exakt abbilden können“.

Wird ein Bild im Forschungsprozess oder im Rahmen der Vermittlungsarbeit in hochschulischen Lehr- und Lernsettings kontextualisiert, so folgt meist eine Bildbeschreibung. Ein Bild wird zuweilen erst dann als wissenschaftlich angesehen, wenn es textlich eingebunden³ wird (Lohoff 2008). Dies kann jedoch auch gegenteilig ausgelegt werden: Nicht der Text kontextualisiert das Bild innerhalb einer wissenschaftlichen Abhandlung, sondern das Bild ist unabdingbarer Bestandteil eben dieser. „A method that seeks to engage the postmodern must engage the visual“, schreibt Adele E. Clarke (2005: 205). Das Bild kann durch einen Verweis im Sinne eines Vergleichs auf weitere Bildquellen bestätigt, analysiert oder historisch abgrenzt werden. Damit finden sich die Funktionalitäten der Einordnung, der Komplexitätsreduktion sowie der Nachvollziehbarkeit in der Bildsprache wie sie bereits für die Schriftsprache identifiziert wurden.

Das Bild als Kommunikationsmittel im *doing research* erfüllt in seiner bloßen Existenz multiple Funktionen. Bilder, die in der Wissenschaft vergleichend eingesetzt werden, finden sich prominent in der Darstellung empirischer Befunde. Hier werden Bilder in Form von Grafiken beispielsweise als Balkendiagramme oder Boxplots generiert und in direkten Vergleich gestellt, um wissenschaftliche Erkenntnisse überhaupt erst verstehen und einordnen zu können. Darüber hinaus können auch Zeichnungen, schematische Darstellungen oder Fotografien verschiedene Zustände einer Thematik darstellen und vergleichbar machen. Schmelzende Gletscher, volle und leere Bahnhöfe, gesunde und zerstörte Wälder, Modetrends, technische Ausstattungen in bestimm-

ten zeitgeschichtlichen Epochen sowie Veränderungen der Geografie einer Landschaft sind mittels visueller Darstellungsformen für die Betrachter:innen schnell zu erfassen. Den Leser:innen beispielsweise des oben genannten fiktiven Beitrags wird unmittelbar vor Augen geführt, ob Veränderungen stattgefunden haben und wenn ja, welche. Der Vergleich erfüllt damit Funktionen der *Orientierung* und *Zustandsdiagnostik*. Der Bildvergleich kann durch vergleichbare Parameter Unterschiede aufzeigen. Diese Unterschiede können historisch bedingt sein, aber auch, zum Beispiel in einer interaktiven Karte, durch aktive Einflussnahme der Rezipient:innen in Form der Veränderung digitaler Parameter hervorgerufen werden. Ein Verständnis dieser Parameter vorausgesetzt, trägt der visuelle Vergleich somit zum Erkenntnisgewinn bei.

Je nachdem, wie dramatisch, signifikant Veränderungen eines Zustandes in den Abbildungen zu Tage treten, kann mit dem Erkenntnisgewinn eine *Handlungsaufforderung* einhergehen. Zeigt der Bildvergleich eine positive Veränderung, kann die Entwicklung durch Handlungen verstärkt oder fortgeführt werden. Zeigen sich negative Auswirkungen, kann dies eine Handlungsaufforderung an die wissenschaftlichen Akteur:innen oder auch die Öffentlichkeit implizieren. Hier wiederum birgt der Bildvergleich die Gefahr der *Manipulation*. Denn je nach Ausprägung der sichtbaren Veränderungen kann die Aufforderung zur Handlung in unterschiedlichen Dringlichkeitsstufen erfolgen und eine emotionale Reaktion erwünscht sein.

Eine darüberhinausgehende Funktion von Bildern in wissenschaftlichen Zusammenhängen wurde eingangs bereits angedeutet: Sie ermöglichen einen alternativen Weltzugriff, der im Verständnis von Bildung als Selbst- und Weltbezug aufscheint und gleichzeitig unterschiedliche Sinne adressiert. Visuelle Szenarien einer möglichen Zukunft können entworfen werden, die zunächst noch unbeschrieben und somit fiktiv erscheinen. Nach Peirce können ikonische Diagramme etwas Zukünftiges real werden lassen und eine neue Kategorie von Realität erzeugen (Pape 1983; Stjernfelt 2007). Werden Bilder miteinander verglichen, geschieht dies häufig mittels Sprache. Im sprachlichen Vergleich findet eine Reduktion des Abgebildeten, eine lineare Umsetzung eines intuitiven Zugangs zur Realität statt.

Ausgehend davon, dass die Darstellung wissenschaftlicher Befunde mithilfe bestimmter Bildformen allgemein anerkannt ist, stellt sich die Frage, wie diese Visualisierungen ohne schriftliche Ergänzungen aussagefähig sind. Ein Ansatz findet sich in der Gestalttheorie von Max Wertheimer (1925). Gestaltprinzipien kehren ihre Funktionsweise am

eindrücklichsten im Vergleich heraus, der unmittelbar überzeugend ist. Voraussetzung dafür ist das Nebeneinander gleicher grafischer Stilmittel, Formen, Farben, Formate, welche sich nur durch Anordnung, Häufigkeit, Größe oder Form unterscheiden. Das Gesetz der Nähe etwa wird durch eine vergleichende Darstellung eines Quadrats bestehend aus einzelnen Kreisen gegenüber einzelnen, wenigen Kreisen gezeigt, die durch ihre Nähe zueinander eine eigene Form bilden. Der Vergleich manifestiert sich also als Gegenüberstellung grafischer Stilmittel in der Weise, dass die Unterschiede sofort zu Tage treten oder, metaphorisch gesprochen, ins Auge springen. Weitere Gestaltungsprinzipien, aus denen sich grundsätzliche Gestaltungsparadigmen im Design ableiten lassen, sind unter anderem das Gesetz der Ähnlichkeit, Geschlossenheit und fortgesetzten Linie. Wie die Bildgestaltung, Fotografie und Interface-Gestaltung arbeitet auch das Design häufig mit den Mitteln des Vergleichs auf visueller Basis (siehe AFK, Herlo 2023). Die visuelle Umsetzung zielt auf einen größtmöglichen Kontrast in der Darstellung ab, um Rezipient:innen eine Entscheidungsfindung zu ermöglichen und neue Erkenntnisse zu generieren.

Vergleiche als Forschungszugang und -gegenstand

Vergleiche können im *doing research* nicht nur in ihrer Funktionalität betrachtet werden, sondern werden mitunter auch selbst als Gegenstand der Forschung und/oder als methodische Arbeitsschritte im Erkenntnisprozess begriffen. Der Vergleich findet sich so beispielsweise in zahlreichen disziplinären Bezeichnungen wieder (etwa in der vergleichenden Politikwissenschaft oder vergleichenden Literaturwissenschaft) und erhebt sich auf diese Weise als eigenständiger Gegenstandsbereich. Der Vergleich orientiert sich häufig an weiteren Stellgrößen, etwa Internationalität und Zeitpunkten. Für den erziehungswissenschaftlichen Kontext lassen sich hier die internationalen Vergleichsstudien wie PISA (Programme for International Student Assessment) oder TIMSS (Trends in International Mathematics and Science Study) anführen, die eine Vergleichbarkeit zwischen den Bildungssystemen zu einem bestimmten Zeitpunkt forcieren und so den Wettbewerb befördern, der auf unterschiedlichen Ebenen durchaus kritisch bewertet wird (Tilman 2016).

Anders als dieses teils kritisierte Vorgehen der internationalen Leistungsuntersuchungen ist der Ansatz einer komparativen pädagogischen Berufsgruppenforschung zu bewerten (Nittel/Schütz/Tippelt 2014; Schütz 2018), der zeigt, wie der theoretisch gerahmte Vergleich als wissenschaftliche Praktik zum Er-

kenntnisgewinn beiträgt. Komparativ-pädagogische Berufsgruppenforschung stellt eine konsequent vergleichende Forschungsperspektive dar und ist weniger – auch wenn dieser Eindruck nahe liegt – von der vergleichenden Erziehungswissenschaft als vielmehr von einer spezifischen Variante der Arbeits- und Berufsforschung in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus geprägt (Tippelt 2017).⁴ Im Mittelpunkt dieses Forschungsansatzes steht der Vergleich kontrastierender pädagogischer oder nicht-pädagogischer Berufskulturen unter Maßgabe eines normativ neutralen, analytischen Konzepts (Meyer 2017). Der Versuch besteht darin, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den pädagogischen Berufskulturen zu entdecken und dabei den Nukleus von pädagogischer Rationalität freizulegen, wobei es vor allem um das Verhältnis kommunikativen und strategischen Handelns im Habermasschen Sinne geht. Über dieses Vorgehen konnte beispielsweise gezeigt werden, dass die gesellschaftliche Anerkennung, die einer pädagogischen Berufsgruppe (dazu zählen nachweislich Erzieher:innen, Lehrer:innen, Weiterbildner:innen) entgegengebracht wird, im Zusammenhang mit unterschiedlichen Einflussgrößen steht (Schütz 2018): das Alter der Adressat:innen (je jünger, desto weniger gesellschaftlich anerkannt), der Anteil der Frauen im Berufsfeld (je mehr Frauen, desto weniger gesellschaftlich anerkannt) und die Nähe zu lebenspraktischen Aufgaben (je näher, desto weniger anerkannt). Über den Vergleich werden also neue Erkenntnisse, hier im Zusammenhang mit dem Berufshandeln, generiert und ermöglichen eine Verhältnisbestimmung innerhalb und außerhalb des originären Handlungsfelds. In seinen Studien hat Everett Hughes (1958) eine der zentralen Maximen komparativer Berufsforschung auf den Punkt gebracht: die Einnahme einer egalitären Haltung, die Einklammerung von gesellschaftlich ventilierten Vorurteilen über angesehene Berufe sowie der nüchterne Blick auf zentrale integrative Problemlagen, die von bestimmten Berufen und Professionen bearbeitet werden. Zugespielt ließe sich formulieren: Der wertende Vergleich soll zumindest in der Haltung der Forscher:innen ausgeklammert werden. Insofern knüpft die komparative pädagogische Berufsgruppenforschung an die Tradition der Berufssoziologie des Symbolischen Interaktionismus an, da vordergründig unkonventionelle, ja riskante Vergleiche zwischen Berufen angestellt werden (ebd.). Fremdheit wird von diesem Ansatz systematisch gebraucht, um sie als Ressource für instruktive Suchbewegungen und die Inszenierung von dosierten Krisen im Forschungsprozess zu nutzen. Es ist viel Bewegung im kollektiven Prozess der Professionalisierung von Bildungsmitarbeiter:innen unterschiedlicher Berei-

che zu beobachten – und dies nicht erst seit dem Einsetzen der Covid-19-Pandemie. Weil es sich aus der Außenperspektive der sogenannten Zivilgesellschaft um teilweise extrem unterschiedliche Berufsgruppen handelt (man denke an Erzieher:innen und Hochschulprofessor:innen) und gerade weil die Berufe sich in ihrer Reputation, im Image sowie in der gesellschaftlichen Wertschätzung so stark voneinander unterscheiden, sind sie im Ansatz einer komparativ pädagogischen Berufsgruppenforschung so attraktiv (Meyer/Nittel/Schütz 2020).

Schlussbemerkung

Vergleiche anzustellen ist, wie eingangs zitiert, ein gutes Mittel, um sich das eigene Glück zu vermiesen. Für das wissenschaftliche Arbeiten, das *doing research*, und der ihr zugehörigen schriftlichen und visuellen Kommunikation zählen Vergleiche zur gängigen Arbeitsweise. Durch sie entstehen der Diskurs, die Debatte, die Erkenntnisse. Vergleiche helfen der Orientierung, dienen der Legitimation von Forschungsfragen und -argumentationen und positionieren wissenschaftliche Projekte sowie Personen innerhalb spezifischer disziplinärer Kontexte. Vergleiche zeigen sich in der Forschung in methodischen, theoretischen und empirischen Dimensionen und so muss für das wissenschaftliche Arbeiten, anders als für die Frage nach dem Glück, festgehalten werden: Vergleiche sind nicht nur berechtigt, sondern vielmehr ein Anspruch, der sowohl von der *scientific community* als auch der außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit anerkannt und gefordert wird. Im besten Fall sind sie der Weg zum Forschungsglück.

Anmerkungen

- 1 Wir danken Dr. Lena Rosenkranz für ihre kritischen Einlassungen.
- 2 Zumal in wissenschaftlichen Zusammenhängen eher selten die Frage nach dem Glück handlungsleitend ist. Ausnahmen finden sich manchmal eben doch (Oelkers 2002; Burow/Hoyer 2011).
- 3 Eine Verbindung von Bild, Sprache und Vergleich findet sich im wissenschaftlichen Diskurs auch in der Verwendung von Metaphern. Nach Lakoff und Johnson begrenzt sich die Verwendung von Metaphern nicht nur auf das Sprachliche, sondern ist mit dem menschlichen Denken, Erleben und Handeln maßgeblich verbunden: „Das Wesen der Metapher besteht darin, dass wir durch sie eine Sache oder einen Vorgang in Begriffen einer anderen Sache bzw. eines anderen Vorgangs verstehen und erfahren können“ (Lakoff/Johnson 1997: 9; siehe auch Kurz 2004). Die Metapher erzeugt demnach durch einen bildhaften sprachlichen Vergleich Verstehen.
- 4 Diese Forschungsperspektive kann inzwischen auch einen institutionellen Rahmen vorweisen: Das Zentrum für pädagogische Berufsgruppen- und Organisationsforschung an der FernUniversität in Hagen (ZeBO_{Hagen}), das im Mai 2019 gegründet wurde.

Referenzen

- Adelmann, Ralf/Hennig, Jochen/Hessler, Martina (2008). Visuelle Wissenskommunikation in Astronomie- und Nanotechnologie. Zur epistemischen Produktivität und den Grenzen von Bildern. In Friedhelm Neidhardt/Peter Weingart/Renate Mayntz/Ulrich Wengenroth (Hg.), *Wissensproduktion und Wissenstransfer*, Bielefeld: Transcript, 41–74.
- Burow, Olaf-Axel/Hoyer, Timo (2011). Schule muss nicht bitter schmecken. Glück als unterschätzte Dimension der Ganztagschule. In Stefan Appel/Ulrich Rother (Hg.), *Mehr Schule oder doch: Mehr als Schule?*, Schwalbach: Wochenschau, 48–57.
- Clarke, Adele E. (2005). *Situational Analysis. Grounded Theory after the Postmodern Turn*. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Herlo, Bianca (2023). AFK. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 90–97.
- Hughes, Everett C. (1958). *Men and Their Work*. Glencoe: Free Press.
- Jahn, Detlef (2011). *Vergleichende Politikwissenschaft*, Wiesbaden: Springer.
- Kramer, Michaela (2023). s. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 338–345.
- Kurz, Gerhard (2004). *Metapher, Allegorie, Symbol*. 5. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Rupprecht.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1997). *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl Auer.
- LeLord, Francois (2004). *Hectors Reise oder die Suche nach dem Glück*. München, Zürich et al.: Pieper.
- Lobinger, Katharina (2020). *Visuelle Kommunikationsforschung. Medienbilder als Herausforderung für die Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden: Springer.
- Lohoff, Markus (2008). *Wissenschaft im Bild. Performative Aspekte des Bildes in Prozessen wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung und -vermittlung*. Aachen: RWTH.
- Metag, Julia (2020). Visuelle Wissenschaftskommunikation. Zur visuellen Darstellung von Wissenschaft, ihrer Produktion, Nutzung und Wirkung. In Katharina Lobinger (Hg.), *Handbuch Visuelle Kommunikationsforschung*, Wiesbaden: Springer, 291–312.
- Meyer, Nikolaus (2017). *Komparativ pädagogische Berufsgruppenforschung. Erwachsenenbildung und Journalismus im Vergleich*. Gütersloh: WBV.

- Meyer, Nikolaus/Nittel, Dieter/Schütz, Julia (2020). Was haben Erzieher*innen und Professor*innen gemeinsam? Komparative Perspektiven auf zwei stark kontrastierende pädagogische Berufsgruppen. In Isabell van Ackeren et al. (Hg.), *Bewegungen. Beiträge zum 26. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*, Opladen et al.: Budrich, 309–332.
- Nittel, Dieter/Schütz, Julia/Tippelt, Rudolf (2014). *Pädagogische Arbeit im System des lebenslangen Lernens. Ergebnisse komparativer Berufsgruppenforschung*. Weinheim: Beltz.
- Oelkers, Jürgen (2002). Kindheit – Glück – Kommerz. *Zeitschrift für Pädagogik*, 48(4), 553–570.
- Pape, Helmut (1983) (Hg.). *Charles S. Peirce. Phänomen und Logik der Zeichen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schütz, Julia (2018). *Pädagogische Berufsarbeit und soziale Anerkennung. Ergebnisse komparativer Berufsgruppenforschung*. Weinheim: Beltz.
- Stetter, Bitten (2021). MAPPING! Einblicke in eine angewandte Designforschung und eine designemanzipierte Datenanalyse. In Gerald Moll/Julia Schütz (Hg.), *Wissenstransfer – Komplexitätsreduktion – Design. Zur Reduktion von Komplexität und der Rolle des Designs im hochschulischen Wissenstransfer*. Gütersloh: WBV, im Erscheinen.
- Stichweh, Rudolf (2013/1994). *Wissenschaft, Universität, Professionen: Soziologische Analysen*. Bielefeld: Transcript.
- Stjernfelt, Frederik (2007). *Diagrammatology: An Investigation on the Borderlines of Phenomenology, Ontology and Semiotics*. Bielefeld: Springer.
- Taubert, Niels (2017). Formale wissenschaftliche Kommunikation. In Heinz Bonfadelli/Birte Fähnrich/Corinna Lütjhe/Jutta Milde/Markus Rhomberg/Mike S. Schäfer (Hg.), *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden: Springer, 125–139.
- Tilmann, Klaus-Jürgen (2016). Empirische Bildungsforschung in der Kritik – ein Überblick über Themen und Kontroversen. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 31, 5–22.
- Tippelt, Rudolf (2017). Pädagogische Berufsgruppenforschung: Arbeitsteilung, Kooperation, Organisation. *Der Pädagogische Blick*, 4, 198–207.
- Wertheimer, Max (1925). *Über Gestalttheorie*. Erlangen: Philosophische Akademie.

